

Erlebnisse in der Nachkriegszeit bis Anfang der 50er-Jahre

Nach Einmarsch der amerikanischen Truppen im Raum Braunschweig waren die alten politischen Strukturen aufgelöst und neue noch nicht vorhanden. Öffentliche Einrichtungen wie Kasernen standen offen, und so war es nicht verwunderlich, dass viele in der Notzeit dort „hamsterten“.

Eine beachtenswerte Art der Inbesitznahme ehemaligen Reichsgutes gelang Jugendlichen aus Mascherode: Sie hatten, wie Horst Schultze berichtet, die Rautheimer Kasernen ausgekundschaftet. Dort befanden sich auf dem Kasernenhof Bekleidungsschränke für den schnellen Einsatz. Sie hingen noch voll mit Wehrmachtsuniformen, einschließlich der deutschen Stahlhelme. Die Jungen sahen diesen Uniformfundus als willkommene Gelegenheit an, im Wald selbst „Soldaten spielen“ zu können. Während Erwachsene die Kriegserlebnisse oder -schilderungen sicherlich als bedrückend wahrnahmen, hatten die Jugendlichen eine ganz andere Sicht der Dinge.

Bei einem abendlichen Raubzug „organisierten“ sie für den gesamten Freundeskreis entsprechende Uniformteile, wobei die kleinen Größen für die Kleinsten von ihnen noch zu groß waren. Aber wie dem auch sei, Hauptsache war, einen Stahlhelm auf dem Kopf und eine Uniformjacke mit hochgekrepelten Ärmeln zu besitzen. So ausgestattet sahen sie einer Wehrmacht Kampfgruppe täuschend ähnlich. Komplettiert wurde ihre Ausrüstung mit Volkssturm-Übungsgewehren aus Holz, die jedoch einem echten Karabiner im Aussehen entsprachen.

An den danach folgenden Tagen zog es die „Soldaten“ immer wieder ins Salzdahlumer Holz, um in ihrer Wehrmachtskluft Gräben auszuheben und Unterstände zu bauen. Doch bei ihrem Soldateneifer hatten sie vergessen, dass Deutschland inzwischen von alliierten Truppen besetzt war: Stets patrouillierten Militärfahrzeuge auf den Landstraßen.

Eine Militärpolizeistreife entdeckte von der Salzdahlumer Straße aus eines Tages die „Mascheroder Kampfgruppe“, wie sie wehrmachtsbehelmt und „bewaffnet“ am Waldrand agierte. Nun, der Streifenführer glaubte wahrscheinlich an ein erneutes Aufflackern deutschen Widerstandswillens und gab Befehl zu schießen! – Aus dem Spiel war jetzt bitterer Ernst geworden, denn wenn sich nicht alle wieselflink in die Gräben und hinter dort liegende Stahlrohre für die Reparatur der Harzwasserleitung zurückgezogen hätten, wäre wohlmöglich jemand getroffen worden.

Über Funk hatten die richtigen Soldaten Verstärkung angefordert, die in kürzester Zeit anrückte. Für die Jungen galt es, sich alsbald zurückzuziehen. Das geschah in heilloser Flucht durch das Kalkwerkgelände in die rettenden Häuser. Eine erwartete Fahndung nach ihnen hat dann aber doch nicht stattgefunden. Die alliierten Soldaten anerkannten offenbar das jugendliche Spielbedürfnis und sahen in dieser Aktion kein Wiederauferstehen des Nationalsozialismus.

Trotz des lebensbedrohenden Ereignisses war das Kampfbedürfnis der Jungen noch lange nicht erloschen. Innerhalb des damaligen Dorfes Mascherode entbrannten Kämpfe zwischen Burschen der Westregion bzw. der Kalkwerksiedlung und den Übrigen. Wegen der Übermacht des Gegners zogen sich die „Kalkwerker“ bei derartigen Gefechten in das vorübergehend stillgelegte Kalkwerk zurück. Im Brennofen verschanzte man sich und zu aufdringliche Angreifer wurden von oben mit Kalk beschüttet – ein nicht ungefährliches Abwehrmanöver! Allerdings schien der Erfolg die Mittel zu heiligen, denn es verbreitete sich das Gerücht: „Das Kalkwerk ist uneinnehmbar!“

Später in den 50er-Jahren waren andere Jungen nachgewachsen. Sie suchten ebenfalls wieder trotz der erschütternden Kriegsereignisse eigene Kampferlebnisse. Wolfgang

Trippler, Spitzname „Woggen“, erinnert sich, dass er als Anführer der „Kalkwerker“ gegen die „Ostgruppe“ des Ortes unter der Führung der Gebrüder Kokot antrat.

Wochenlang wurde nach der Schule in und um Mascherode gekämpft, wobei sich schließlich ein Sieg der „Westgruppe“ abzeichnete. Da nun die Machtverhältnisse anscheinend geklärt waren, schlossen sich alle zu einer gemeinsamen Streitmacht zusammen, die nach neuen Aufgaben suchte. Nachmittags durchstreiften sie die Wälder um Mascherode und gerieten in Konflikt mit den Rautheimer Jungen, die in der sogenannten Steinkuhle an der Nordostecke des Rautheimer Holzes ihr Lager errichtet hatten. Obwohl die heute zugeschüttete Kuhle recht groß war und unter Umständen beiden Gruppen Platz hätte bieten können, gefiel den Rautheimern diese offensichtliche „Grenzüberschreitung“ nicht: Sie begannen „ihre Steinkuhle“ zu verteidigen. In den folgenden Wochen wurde auf beiden Seiten aufgerüstet, wobei damalige Kinofilme über „Zorro“, Indianer und Cowboys als Vorbilder dienten. Mittelalterliche Waffen und Gerätschaften ergänzten das Waffenarsenal.

Die Grundausrüstung eines Kämpfers bestand aus einem „Flitzebogen“ und dem dazugehörigen Köcher mit Haselnusspfeilen. Dazu hatte jeder ein Schwert aus Holz, teilweise kunstvoll von „Woggen“ durch Schnitzereien veredelt. Zum Schutz der Hand hatten sie einen durchbohrten Konservendosendeckel vor den Griff geschoben. Zur Abwehr besorgten sich die damaligen Krieger vom Kolonialwarenladen Hoffmann (Am Steintore) Margarinefassetdeckel, um sie als Schilde zu gebrauchen. Vorn bemalten sie diese Schilde mit Angst einjagenden Bildern und hinten befestigten sie eine Halteschleife. Einige schmückten ihre Hemden mit Symbolen der Kreuzritter und fertigten aus Schulheftdeckblättern bemalte Gesichtsmasken, so dass sich insgesamt eine imposante „Kriegsausrüstung“ ergab. Als wirksamstes aber auch gefährlichstes Gerät stellte sich jeder Mitstreiter eine Zwillie aus einer Astgabel her. Die dazu benötigten Gummibänder wurden aus alten Autoschläuchen herausgeschnitten. Eicheln als Munition trug man in zwei Stoffbeuteln an der Hüfte. – Dabei ergab sich die Schwierigkeit, bei der Eichelsuche nicht vom Jagdpächter Hans Scholkemeier erwischt zu werden. Des öfteren soll es passiert sein, dass dieser unter Einsatz seiner Furcht einflößenden Jagdhunde „Entwaffnungen“ vorgenommen hat. Insbesondere waren ihm die Zwillen „ein Dorn im Auge“, jedoch hatten die Jungen vorsichtshalber immer ihre erste Wahl im Strumpf versteckt, während die minderwertige um den Hals baumelte und somit für die zwangsweise Abgabe demonstrativ bereitgehalten wurde.

Als besonderes Kennzeichen des Anführers trug „Woggen“ einen Tomahawk, dessen Stiel aus gedrehtem Naturholz hergestellt war. Ein Spachtel symbolisierte das Beil und wurde durch einen Schlitz im Stiel geführt, wobei den Holzgriff zusätzlich noch Federn schmückten.

Nach Unterrichtsschluss scharten sich die Mitglieder der Mascheröder Kriegerschar um ihre „Totenkopffahne“, die von Manfred Knop, sie nannten ihn damals „Rabe“, getragen wurde. Man brach oft in Richtung Steinkuhle auf, um den Rautheimern diesen Abenteuerspielplatz streitig zu machen. Bert Lappan schickten sie als „Schleicher“ voraus, damit sie nicht schon auf dem Hinweg in einen Hinterhalt gerieten.

In und um die Steinkuhle entbrannte dann ein Kampf, der allerdings „ohne Gemeinheiten“ ablief, wie die Teilnehmer heute sagen, wenngleich ein paar Schlagwunden und einmal eine Platzwunde bei Jürgen Zilling („Zille“) zu schmerzhaften Erinnerungen führten.

Die jungen Mascheröder waren wohl besser gerüstet und durchtrainiert, so dass die Rautheimer mehrfach den Rückzug ins eigene Dorf antreten mussten. Verfolgungsaktionen unter Einsatz brennender Flöße auf der Wabe sollten den Fliehenden zusätzlich einen nachhaltigen Schreck einjagen, führten aber bei den Urhebern ebenfalls zu Irritationen bzw. zu aktiven Löscheinsätzen, wenn nämlich die Uferböschung in Brand geriet.

Vermutlich vom Kampfgeschrei angelockt, hatten auch Kämpfer der „Siedlung Mascherode“ (heute: Südstadt) Interesse an der Steinkuhle entwickelt. Sie nutzten eine vorübergehende Unterbesetzung der Wachmannschaft des Steinkuhलगeländes aus und entführten „Berti den Schleicher“, um ihn auf der Baustelle der zukünftigen Kirche St. Markus einzusperren. Nach Rückkehr der Kriegerschar fand diese nur noch „Rabe“ mit der Fahne auf „ihrem Gelände“ vor. Er hatte sie wie immer mit vollem Einsatz verteidigt! Sofort wurde die Befreiung des Entführten in Angriff genommen. Im Rahmen einer bis in die Dunkelheit andauernden Belagerung der Kirchenbaustelle gelang es, dem Festgesetzten die Flucht nach Mascherode zu ermöglichen. Das glückte dem „Schleicher“ aber so unauffällig, dass es seinen Verbündeten selbst nicht auffiel und sie viel länger als nötig dort ausharrten.

An anderen Tagen ging es weniger kämpferisch zu. Fahnenjagen und Baden im tiefgrün schillernden Badensee in der Kalkkuhle standen auf dem Nachmittagsprogramm. Auch das Gelände der ehemaligen Feldscheune zwischen heutiger Stöckheimstraße und Salzdahlumer Straße bot vielerlei Spielmöglichkeiten. Auf der Freifläche wurde Fußball gespielt, leider nur mit einem Ball, dessen Lederhülle mit Stroh ausgestopft war. In der Feldscheune besaß das Versteckenspielen großen Reiz, noch größeren wiederum Mutsprünge aus 6 m Höhe ins Stroh. Aber das alles fand ebenso wenig konfliktfrei statt, denn der Verwalter der Voß'schen Gutsverwaltung schickte mehrmals seine Hunde, um die Jugendlichen dort zu vertreiben.

In diesen Augenblicken sann alle auf Abhilfe. Und wie so oft hatte irgendeiner die Idee: Vor und nach dem Konfirmandenunterricht sollte man die Verwalterhunde hinter dem Pfarrgarten durch den Zaun mit Wurstresten verwöhnen. - Bald hatten die Hunde Zutrauen gefasst und bei vorgesehenen Vertreibungen auf dem Gelände der Feldscheune lockte man die Vierbeiner in das angrenzende Erbsenfeld, um ihnen mit weiteren Wurstgaben ihre Freundschaft erneut abzurufen.

Eine gleichfalls erfolgreiche Lektion verabreichten die Jugendlichen dem damaligen Vorsitzenden des Schützenvereins, indem sie ihm für die „Zwillenentwaffnung“ im Herbst den Schornstein im Schießstand mit Gras und Laub verstopften und damit einen verqualmten Versammlungsraum als „Denkzettel“ hinterließen.

Henning Habekost, Stadtteilheimatpfleger Mascherode